

CHRISTOPH NIEMAND

„...damit das Wort Gottes nicht in Verruf kommt“ (Titus 2,5)

Das Zurückdrängen von Frauen aus Leitungsfunktionen in den Pastoralbriefen – und was daraus heute für das Thema „Diakonat für Frauen“ zu lernen ist

Die sogenannten Pastoralbriefe des Neuen Testaments (1. und 2. Timotheus, Titus) dokumentieren und betreiben die Zurückdrängung von Frauen aus kirchlichen Lehr- und Leitungsfunktionen, wozu auch das Diakonat gehörte. Wenn man aber auf die theologische Mitte und die ekklesiologische Absicht blickt, die den Autor der Pastoralbriefe zu dieser Positionsnahme *damals* führten, wird deutlich, daß *ebendiese* ekklesiologische Absicht *heute* dazu führen muß, den gegenläufigen Prozeß einzuleiten: Christliche Frauen zu *bitten*, wieder am Amt in der Kirche, hier konkret am Diakonat, teilzunehmen.

Vorbemerkungen

1. Angesichts des heutigen Forschungsstandes um die Pastoralbriefe scheint mir, daß – bei aller Diskussion in einzelnen Auslegungs- und Wertungsfragen – diese These nichts anderes ist als die notwendige Konsequenz aus den weithin konsensfähigen Grundeinsichten. 2. Ich weise ausdrücklich darauf hin, daß ich hier nicht in der Art eines *Traditionsargumentes* arbeite; etwa derart, daß der Nachweis, in der ntl. Urkirche *hat* es Frauen im Diakonats-Amt *gegeben*, als Begrün-

dung dafür angeführt würde, Frauen seien als Diakoninnen auch heute möglich oder notwendig. Ich tue dies deshalb nicht, weil der Nachweis, daß es in der Kirche des Anfangs Frauen im Diakonat gegeben hat, bereits längst geführt und allen Interessierten vielfach zugänglich ist.¹ Ich tue dies auch deshalb nicht, weil die mit dem Traditionssargument oft verknüpfte Frage, ob das, was im NT Frauen-Diakonat ist, mit dem heute zur Debatte stehenden gleichnamigen sakramentalen Weiheamt *überhaupt vergleichbar* sei, an der Sache vorbeigeht: Auch die anderen „Weihegrade“ des Ordo-Sakraments der römisch-katholischen Tradition entsprechen nicht einfachhin dem, was „Episkopos“ und „Presbyter“ etwa in 1.2 Tim und Tit darstellen. Also: In Fragen der Kirchenverfassung und -ämter hat das, „was schon einmal da war“ (oder eben „noch nicht da war“) selbstverständlich keine absolute, jedenfalls keine ausschließende Normativität! 3. Es geht hier somit nicht um die Rekonstruktion von urchristlicher Geschichte in bezug auf die damaligen Rollenangebote für Frauen, sondern letztlich um *Bibeltheologie*: um die inneren Motive der Pastoralbriefs-Ekklesiologie und was diese für unsere heutige Ekklesiologie be-

¹ Als diesbezüglichen „Klassiker“ empfehle ich etwa: Gerhard Lohfink, Weibliche Diakone im Neuen Testament, in: Die Frau im Urchristentum (QD, 95), Freiburg u.a. 1983, 320–358.

deuten sollten!² Allerdings ergibt sich in meinen Augen dabei für heutige LeserInnen als Handlungsanweisung die *gegenteilige* Option als für den damaligen Autor. Dies sollte aber nicht als „exegetischer Taschenspielertrick“ aufgefaßt werden, bei dem nach einem Auslegungs-Hokus-Pokus aus rot plötzlich blau wird; es handelt sich vielmehr um einen Vorgang ganz normaler und, wie ich meine, notwendiger Hermeneutik.

Erste Informationen³

In den von Paulus gegründeten kleinasiatischen Gemeinden mit Zentrum in Ephesus lebt die Prägung durch den Apostel auch nach seinem Abschied weiter, offensichtlich unter der Leitung einer „Paulinischen Schule“. Ein Vertreter dieser Schule, manche nennen ihn den Exponenten ihres konservativen Flügels, konstatiert um die Wende zum zweiten Jahrhundert Entwicklungen, die er für die christliche und paulinische Identität der Gemeinden als lebensbedrohlich einschätzt und die er durch die Pastoralbriefe, die er unter dem Pseudonym des Apostels schreibt, bekämpft:⁴ Es handelt sich dabei wohl um sogenannte *gnostische*

Strömungen. An ihnen kritisiert er u.a. eine extreme Leibeindlichkeit, die etwa dazu führte, die Hoffnung auf Auferstehung des Leibes abzulehnen (2 Tim 2,18) und menschliche Sexualität und die Freude an der Schöpfung schlechtzumachen (1 Tim 4,3f.8). Vor allem aber gaben diese „Irrlehrer“ anscheinend die Verankerung ihrer Heilshoffnung in Jesus Christus, dem gekreuzigten und auferweckten Sohn Gottes auf, und beschäftigten sich in ihren Spekulationen und Diskussionen mit Erlösungsvorstellungen, in denen eine ganze Reihe mythischer Geistwesen als Mittlergestalten eine Rolle spielen: Diese seien in geheimnisvollen Genealogien miteinander und mit dem außerkosmischen Ursprung verbunden (1 Tim 1,4; 4,1f; 6,3–5; 6,20; 2 Tim 4,4; Tit 3,9). Gegen diese Auflösung christozentrischer Soteriologie stellt er aus der urchristlichen Tradition kommende Bekenntnissätze und Hymnen, die Jesus Christus verkünden, den einzigen Mittler zwischen Gott und Menschen (1 Tim 2,5), der bei Gott verherrlicht ist (2,16) und uns Hoffnung und Zukunft gibt (1 Tim 6,15f; 2 Tim 2,11–13). Offensichtlich ist der Autor der Ansicht, daß eine inhaltliche Auseinandersetzung mit den „Gegnern“

² Die Arbeit an Modellentwürfen urchristlicher Geschichte mit Blick auf die Geschlechterrollen ist aber unverzichtbar bei der Suche nach bibeltheologischen Einsichten in der anstehenden Debatte! Wichtig dabei u. v.a. *Elisabeth Schüssler Fiorenza*, Zu ihrem Gedächtnis. Eine feministisch-theologische Rekonstruktion der christlichen Ursprünge, München u.a. 1988; *Luise Schottroff*, Lydiaus ungeduldige Schwestern. Feministische Sozialgeschichte des frühen Christentums, Gütersloh 1994. Einschlägig zum Thema vor allem: *Ulrike Wagener*, Die Ordnung des „Hauses Gottes“. Der Ort von Frauen in der Ekklesiologie und Ethik der Pastoralbriefe (WUNT, 2/65), Tübingen 1994.

³ Empfehlungen: *Jürgen Roloff*, Der erste Brief an Timotheus (EKK, 15), Zürich u.a. 1988, 19–50; *Lorenz Oberlinner*, Die Pastoralbriefe, I: Kommentar zum ersten Timotheusbrief (HThK NT, 11/2/1), Freiburg u.a. 1994, XXI-L; *ders.*, Anpassung oder Widerspruch? Die christliche Gemeinde am Beginn des 2. Jhds. nach den Pastoralbriefen, in: *Anton Vögtle – L. Oberlinner*, Anpassung oder Widerspruch, Freiburg u.a. 1992, 92–114; *Udo Schnelle*, Einleitung in das Neue Testament (UTB, 1830), Göttingen 1994, 377–401.

⁴ Pseudonymität war in der religiösen Literatur der Antike weithin verbreitet. Urchristliche Verfasserfiktionen zeigen die Rückbindung an die verehrten Apostel, sie dokumentieren aber auch das schmerhaft erlebte Autoritätsdefizit nach dem Aussterben der Gründergeneration, als klärende Worte der Erstapostel oft vermisst und ersehnt wurden. Mit der ersten Jahrhundertwende beginnt dann aber auch schon christliche Theologie und Meinungsäußerung in „eigenem Namen“ in der Literatur der sogenannten Apostolischen Väter.

nicht möglich sei, darum diese bloße Gegenüberstellung von „gesunder Lehre“ und „kranken Spekulationen“. Daneben – und das mögen heutige LeserInnen als absolut unangemessen empfinden! – versucht er, mit Untergrißen die Gegner zu disqualifizieren: Er unterstellt ihnen alle denkbaren Laster (2 Tim 3,1–5), Bereicherungsabsicht (1 Tim 6,5) und versteigt sich auch zu rassistischen und sexistischen Äußerungen.⁵ Davon einmal abgesehen kann man jedenfalls deutlich konstatieren, daß in diesen Briefen versucht wird, die Gemeinden in kritischer Situation zu *stabilisieren* und in ihrer angefochtenen Identität als paulinisch geprägte, *christliche* Glaubensgemeinschaft zu erhalten.

Kirche als hierarchisch geordnetes „Haus Gottes“

In seinem Anliegen, die Kirche zu stabilisieren und in ihrer Identität zu sichern, versucht der Autor also nicht, Christologie und Soteriologie weiterzutreiben und von daher die Gegner zu überzeugen oder zurückzuholen. (Vielleicht wäre dies damals tatsächlich kein gangbarer Weg mehr gewesen!) Sein Immunisierungsmittel gegen die „gnostische Gefahr“ ist ein *ekklesiologisches*. Er entwirft ein *neues Kirchenbild* mit klaren Strukturen und Kompetenzen: Kirche soll nunmehr verstanden werden als das *Haus Gottes*

(1 Tim 3,5,15; 2 Tim 2,19ff, Tit 1,7; weiters 1 Tim 3,5; 5,4), geleitet, befehligt und in seiner hierarchischen Ordnung zusammengehalten von durch ihr Amt dazu legitimierten Männern. Wenn diese das Haus Gottes ordentlich verwalten, für Gehorsam sorgen und dadurch Einheit schaffen, werde sich die Kirche ungestört entfalten. – Also: Stabilisierung der Kirche durch Ausrichtung am Leitbild eines hierarchisch strukturierten Hauswesens! Sichtbar wird diese Strategie u.a. darin, (a) daß die Pastoralbriefe nicht an ganze Gemeinden adressiert sind, sondern an Leitungspersonen: Timotheus und Titus in der literarischen Fiktion; in der Lektüre-Realität mußten sich die *Amtsträger* angesprochen fühlen. Subjekte des geforderten Handelns sind demnach die Gemeinleiter, Objekte die ihnen anvertrauten Gemeindeglieder.⁶ (b) Ein nicht geringer Teil des Textes besteht aus Aufforderungen an die Amtsträger zur nach „Ständen“ geordneten Ermahnung: Männer, Frauen, Kinder und Sklaven, Reiche und Arme sollen angewiesen werden, in Ruhe und bereitwillig die ihnen zukommenden Plätze in Haus-, Gemeinde- und Gesellschaftsleben einzunehmen (1 Tim 2,8–15; 6,1–2.17–19; Tit 2,1–9). (c) Mit dieser Stabilisierungsstrategie hängt weiters zusammen, daß so häufig von den Amtsträgern selbst, von ihren Aufgaben und den von ihnen geforderten Eigenschaften, die Rede ist

⁵ Tit 1,10–16 mit seiner kollektiven Beleidigung von Menschen aus Kreta (Lügner, faule Bäuche, gefährliche Bestien!) macht perplex. Ebenso der Sexismus in 2 Tim 3,5–7: Hier wird aus Stereotypen ein „Phantombild“ gezeichnet: Frauen – im Urtext steht gezielt „Frauchen/Dämmchen“ –, die faul in ihren Häusern herumsitzen und nur darauf warten, von ihren Lehrer-Favoriten intellektuell und sonstwie aufgeregt zu werden! – Natürlich gab es in der Antike andere Standards der Streit „kultur“ als wir sie heute zumindest theoretisch voraussetzen, aber macht *das* die Sache nachvollziehbar?

⁶ Dies besagt natürlich nicht, daß die Pastoralbriefe damals nur für Amtsträger geschrieben worden wären. Es sind auch einfache Gemeindeglieder als LeserInnen angezielt: Durch ihr „Mit-Lesen“ soll erreicht werden, daß sie die Weisungen der Amtsträger leichter annehmen und sich dadurch schon „von selbst“ ordnungsgemäß verhalten.

(1 Tim 3,1–7.8–13; 5,17–22; Tit 1,5–9; indirekt auch 1 Tim 1,18–20; 4,12–5,2; 6,11–16; 2 Tim 1,6ff): Sie sollen vorbildliche, verlässliche, vernünftige und wachsame Vorsteher des Hauses Gottes sein, die in Gerechtigkeit und Strenge darauf achten, daß alle Mitglieder der *familia Dei* ihre Pflicht tun, das ihnen Zukommende auch erhalten und in geordneter Einheit leben.

„Haus“ als Grundbaustein des antiken Gesellschaftsbildes

Im Hintergrund dieser Ekklesiologie steht die gewollte Übernahme eines profanen zeitgenössischen Gesellschaftsbildes als Ideal für ein gedeihliches Zusammenleben: Das *patriarchal-hierarchische Haus* (griechisch *oikos*) als kleinste Lebens- und Produktionseinheit, als „Keimzelle der Gesellschaft“⁷: In diesem Leitbild wird „vorausgesetzt ... , daß die verschiedenen Mitglieder des Hauses in einem durch Natur und Sitte festgelegten Verhältnis von Über- und Unterordnung zueinander stehen und daß sie unterschiedliche Aufgaben und Verantwortungsbereiche haben, auf die sie jeweils angesprochen werden können. So ist der Hausvater für die Ernährung und den Unterhalt der Mitglieder zuständig; er hat die Befehlsgewalt und vertritt das Haus nach außen. Die Frau dagegen wirkt nur im Inneren des Hauses; ihr obliegt die Wirtschaftsführung. In der Öffentlichkeit hat sie hingegen zu schweigen.

Die Kinder sind gleichermaßen Gegenstand väterlicher Fürsorge und strenger Zuchthaßnahmen; eigene Rechte haben sie nicht. Die Sklaven schließlich haben die selbstverständliche Pflicht zum Gehorsam, dürfen aber andererseits auch erwarten, daß ihnen im Haus Nahrung und Schutz gewährt wird“.⁸ Vielfach dient nun dieses Bild des antiken Hauswesens als Begründungsmetapher für gesellschaftliche Reglementierungen auch im Bereich der Stadt (*polis*) und des Staates (*imperium*). Redner, Politiker und Philosophen verweisen immer wieder auf das patriarchal geordnete Hauswesen, wenn sie als notwendig ausgegebene restriktive Ordnungsmaßnahmen auf staatlicher Ebene ihrem Publikum emotional einsichtig und akzeptabel machen wollen. Man kann also durchaus sagen: *Der Verweis auf das „Haus“ und seine hierarchischen Ordnungen ist damals allenthalben so etwas wie eine umfassende Begründungsfigur für gesellschaftsreglementierende Maßnahmen und wird vom Autor der Pastoralbriefe deshalb auch in die Mitte seines Versuchs zur Stabilisierung der Kirche gestellt*. Seine ständisch geordneten Ermahnungen (vgl. auch Kol 3,18–4,1; Eph 5,21–6,9 und 1 Petr 2,11–3,7) entsprechen inhaltlich und sprachlich recht genau dem, was auch aus der heidnischen Profanliteratur und aus zeitgenössischen jüdisch-hellenistischen Quellen bekannt ist.⁹ Ebenso stark von allgemein verbreiteten Mustern geprägt

⁷ Ausführliche Informationen über die antique „Oikonomik“ (Rede über Haus/Hausgemeinschaft) hinsichtlich Gesellschaftstheorien und -ideologien, sozialer und rechtlicher Realität und praktischer „Hausverwaltungslehre“ bei *Ernst Dassmann – Georg Schöllgen*, Art. Haus II (Hausgemeinschaft), in: Reallexikon für Antike und Christentum, Band 13 (1986), 802–905.

⁸ *J. Roloff*, Die Kirche im Neuen Testament (GNT, 10), Göttingen 1993, 250–267, hier 254f.

⁹ Antike „Haus- und Ständetafeln“ sind seit längerem ein vielbearbeitetes Forschungsgebiet; ausführlicher Überblick: *Wagener*, Ordnung, 15–65. Textbeispiele zum Beispiel bei *Peter Fiedler*, Art. „Haustafel“, in: Reallexikon für Antike und Christentum, Band 13 (1986), 1063–1073 und *David L. Balch*, Neopythagorean Moralists and the New Testament Household Codes, in: Aufstieg und Niedergang der Römischen Welt, II/26/1 (1992), 380–411.

sind die „Ämterspiegel“ der Pastoralbriefe, in denen katalogartig die Eigenschaften zusammengestellt sind, die von den verschiedenen Amtsträgern (Episkopen und Diakone, Presbyter) erwartet werden, wenn sie ihrer Ordnungsaufgabe gerecht werden sollen (1 Tim 3,1–13; Tit 1,5–9). Diese Tugendlisten, die also so etwas wie „Zulassungskriterien“ zum Amt darstellen, haben deutliche Parallelen in jenen „Berufsspiegeln“, die antike Autoren für verschiedene Leistungsberufe zusammenstellten.¹⁰ Die Ekklesiologie der Pastoralbriefe verwendet also damals verbreitete Idealbilder für Gesellschaft und Gesellschaftsleitung dazu, Kirche zu gestalten. Man sollte vielleicht dazusagen, daß nicht wenige Ausleger den daher rührenden, angeblich „mangelnden Tiefgang“ pastoralbrieflicher Kirchen-Theologie beklagt haben. Davon, daß ChristInnen die profane, auf Status hin orientierte Gesellschaftsgestaltung aus dem Evangelium heraus revolutionieren sollten, ist tatsächlich nicht mehr so prägnant die Rede wie etwa in Mk 10,42–45 („Nicht so bei euch!“) oder Röm 12,1–2 („Gleicht euch nicht dieser Welt an!“). Kirche soll sich jetzt weniger als Mysterium denn als verwaltete Institution darstellen; Ekklesiologie richtet sich nun vor allem an die Amtsträger und fordert sie auf, nach dem Vorbild eingeführter gesellschaftlicher Muster für Ordnung im Haus Gottes zu sorgen. So verständlich solche kritischen Beobachtungen sind, es soll nicht übersehen werden: Diese pragmatische

und spirituell unspektakuläre Pastoralbriefs-Ekklesiologie sieht etwa nach 1 Tim 3,15f ihren eigentlichen Zielpunkt in der universalen Verherrlichung des Christus oder nach Tit 2,11–3,8, einer ebenso frommen wie grundvernünftigen Passage, in der universalen Nützlichkeit für die Menschen.

Ideal – Ideologie – Wert

Mehrfaßt und nicht zu Unrecht wurde darauf hingewiesen, daß das Heranziehen des hierarchisch geordneten und vom *paterfamilias* geleiteten Hauses als Leitbild für profane und kirchliche Gesellschaftsgestaltung damals *nicht* einfach hin die Anwendung des *einzig möglichen oder denkbaren* Ordnungsmodells war: Sowohl in den bürgerlichen Gesellschaften des Hellenismus und des römischen Imperiums als auch im Urchristentum hatte es partnerschaftlich-egalitäre Gesellschafts-ideale und Handlungsmuster gegeben, die nun aber zurückgedrängt wurden.¹¹ Vor allem in den Bürgerkriegswirren der späten römischen Republik und dann verstärkt während der restaurativen Phase der frühen Kaiserzeit (Augustäische Reformen) setzte sich politisch und ideologisch die „konservative“ Position weithin durch: Unter Hinweis auf den *mos maiorum* (Sitte der Vorfahren) wurden patriarchale Gesellschaftsmuster wieder durchgängig eingeführt und fanden anscheinend auch recht breite gesellschaftliche Akzeptanz. Auf pro-

¹⁰ Solche Regenten- und Berufspflichtenspiegel sind vielfach überliefert, vgl. Oberlinner, 1 Tim, 111; Roloff, 1 Tim, 150. Der „Klassiker“ in der Aufarbeitung solcher Texte ist: Anton Vögtle, Die Tugend- und Lasterkataloge im Neuen Testament (NtA, 16/4–5). Münster 1936, hier 73–81 (Regentenspiegel und Berufspflichtenlehren).

¹¹ Schottroff, Schwestern, 40–56 zeigt dies u. a. anhand Ciceros Staatslehre; weiteres Material dazu bei Klaus Thraede, Ärger mit der Freiheit, in: Gerta Scharffenorth – K. Thraede, „Freunde in Christus werden“. Die Beziehung von Mann und Frau als Frage an Theologie und Kirche, Gelnhausen u. a. 1977, 31–182, hier bes. 71–87.

pagandistischer Ebene war dies unverkennbar mit Romantisierungen und diffusen Idealisierungen von rollengemäßem Verhalten verbunden: Die sittenstrenge altrömische Matrone, beispielsweise, die ohne Extravaganz stark und still im Hintergrund des Hauses wirkt und so zum mütterlichen Herzen des Staates wird – diese Figur steht ja u.a. auch hinter 1 Tim 2,9–15 –, hat es natürlich weniger in der Realität der frühen Republikszeit gegeben denn in den Phantasien von kaiserzeitlichen Männern, die damit aktuelle Politik machten. – Wie immer man nun diese deutliche Rückkehr zu hierarchischen Gesellschaftsmodellen selbst beurteilen möchte: Spätestens in augustäischer Zeit setzt sich das „patriarchale Haus“ als *wertgebendes Leitbild* weithin durch. Kritisches Bewußtsein damals und heute mag es als Ideologie erkennen, von der Selbstdarstellung her präsentiert es sich als *Wertesystem*, das Frieden, Eintracht, Konfliktvermeidung und Rechtssicherheit als Ziele nennt. Als solches stellt es auch der Autor der Pastoralbriefe vor und ist zweifellos von dessen Gültigkeit und Angemessenheit überzeugt.

Sorge um das Außenbild

Bisher nannten wir als Motiv zur Übernahme des „Hauses“ als Leitbild nur die Versuche zur innergemeindlichen Stabilisierung angesichts der Gnosis-Krise; nun können wir einen zweiten, wohl ebenso wichtigen Aspekt nachtragen: Die Kirche soll auch deshalb nach allgemein gültigen Standesregeln strukturiert sein und von ordentlichen, im Sinn eingeführter Werte jederzeit „herzeigbaren“ Männern geleitet und repräsentiert werden, um *ein attraktives Außenbild in die bürgerliche Gesellschaft hinein abzugeben*. Neben der Stabili-

sierung im Binnenraum der Gemeinden ist *also die Integration nach außen hin*, in die umgebende Gesellschaft hinein, das leitende Motiv für pastoralbriefliche Optionen. Um ein solches positives Außenbild abgeben zu können, wird der vom Autor natürlich auch selbst geteilte Wertekomplex hierarchischer Geordnetheit umfassend aufgenommen und soll diese Integration ermöglichen. Die Sorge um ein positives Außenbild nach den Kriterien der bürgerlichen Gesellschaft hat zwei mögliche Stoßrichtungen: Einerseits eine *apologetisch-defensive*, um bereits erfahrene und weiterhin zu befürchtende Verfolgung von der Kirche abzuwehren. Eine solche Abzweckung ist deutlich sichtbar hinter einigen Stellen im 1. Petrusbrief, der auch sonst Berührungen mit unseren Texten aufweist: 2,12.15; 3,16. Tatsächlich waren die Gemeinden vital bedroht durch Verdächtigungen, mit dem Christentum seien Kapitalverbrechen wie Mord, Raub, Menschenverachtung untrennbar verbunden. Andererseits eine *missionarisch-offensive* Stoßrichtung: Die Kirche kann in der Gesellschaft, in der sie lebt, ihre Botschaft nur verkünden, wenn sie *nach den Wertmaßstäben dieser Gesellschaft* ein vernünftiges und vertrauensschaffendes Außenbild hat. – In den Pastoralbriefen finden wir beide Stoßrichtungen vor, oft untrennbar miteinander verknüpft. Wichtige Passagen diesbezüglich sind etwa 1 Tim 3,7; 5,14; 6,1; Tit 1,6f; 2,5.8.10; 3,8. Adressiert sind diese Aufforderungen zur Pflege eines guten Images vor der heidnischen Umwelt vor allem an die Amtsträger: Episkopen und Diakone müssen unbedingt ehrbare Leute sein, sie sollen sich durch alle bürgerlichen Tugenden auszeichnen, ein verdächtigungsfreies Eheleben mit anständigen

Kindern vorzuweisen haben und sich insgesamt „draußen“ eines guten Rufes erfreuen. Für Presbyter gilt ähnliches. Aber auch das standesgemäße Verhalten von Ehefrauen, Witwen, Kindern und SklavInnen wird in seiner Bedeutung für die kirchliche Außenwirkung angesprochen: freudiges Kindergebären durch die Frauen, demonstrativer Gehorsam seitens der Kinder und SklavInnen, all dies führe dazu, daß das „Wort Gottes nicht in Verruf kommt“, die Gegner „keinen Anlaß zur Schmähung“ haben, jedenfalls „nichts Faules über uns sagen können“ und daß so „der Lehre Gottes, unseres Retters, alle Ehre gemacht wird“. Nur durch Integration in die bürgerlichen Werte und durch Loyalität zur staatlichen Ordnung kann die Gemeinde „in aller Frömmigkeit und Rechtschaffenheit ungestört leben“ (1 Tim 2,2; auch Tit 2,12). – Natürlich kann man sagen, und wird auch immer wieder gesagt, der Autor der Pastoralbriefe liefere hier christliches Selbstverständnis und christliche Selbstdarstellung letztlich evangeliumsfremden Standards aus. Man kann es aber auch so sehen: Er schärft seinen Gemeinden bürgerliche und gesellschaftlich eingeführte Wertmaßstäbe ein (so kritisierbar die von der Sache her damals und heute auch sein mögen!), damit die Kirchen *leben, überleben* können und damit das Wort, das die Kirchen zu sagen haben, nicht von vornherein in Verruf und Verächtlichmachung kommt. Jedenfalls sieht er selbst dies so! – Bewußt und auf breiter Front verpflichten also die Pastoralbriefe die angezielten LeserInnen zu einem Verhalten nach den Maßstäben des leitenden gesellschaft-

lichen Wertesystems. Ganz besonders gilt diese „Inkulturation“ für die Gestaltung des kirchlichen Amtes: Die Zulassungskriterien für die Amtsträger und deren Lebens- und Amtsführung müssen diesem Anliegen von Integrationsbemühung und Imagepflege zugespitzt entsprechen. Und: Dies wird zumindest vom Autor nicht als Selbstauslieferung an irgendeinen „Zeitgeist“ gesehen, sondern als apologetische und missionarische Offensive, als Ekklesiologie im Vollsinn. Für die Pastoralbriefe ist die *Integration der Kirche in ihre Umweltgesellschaft und das Aufgreifen von deren Basiswerten ein genuin theologisches Thema!*

Und die Frauen?

Wenn in damaligen profanen Gesellschaftsentwürfen die Rollenzuschreibungen in Analogie zum patriarchalen Hauswesen vorgenommen werden, so geschieht dies in spezieller Weise für das Rollenbild (Einzahl!) der Frauen, die ohne politisch-öffentliche Tätigkeit und Einflußnahme ihren hausinternen Pflichten als Gattin, Mutter und Hausfrau nachkommen sollen. Dieser Reglementierung entspricht auch die gemeindeordnende Intervention der Pastoralbriefe: In 1 Tim 2,8–15 sagt der Autor, wie eine Frau im Gottesdienst – und weit darüber hinaus! – sein soll: Ohne Auffälligkeiten in Kleidung und Schmuck. [Diese Warnung vor Mode und Kosmetik war damals weit verbreitet!] Still, ohne Widerspruch sich unterordnend und gern belehren lassen. Lehren darf sie in der Gemeinde nicht, über Männer „herrschen“ (griechisch *authentéo*)¹² schon gar nicht. Als

¹² Das semantische Spektrum des griechischen Zeitworts ist breit: Einfluß ausüben, aus eigener Machtvollkommenheit handeln, herrschen, – auch negativ: die rechtmäßigen Handlungsfelder überschreiten, sogar: ein Verbrechen begehen. – Zur Stelle insgesamt: Schottroff, Schwestern, 104–119; Wagener, Ordnung, 67–113 und die Kommentare.

zusätzliche Begründung für diese Anweisungen werden dann Motive herangezogen, die sich als „schöpfungstheologische“ ausgeben: Eva als Zweit-Geschaffene, Einzig-Verführte, Erst-Gefallene.¹³ Daß die „Kinderhervorbringung“ (*teknonogonia* V. 15) das gewünschte Rollenbild zusammenfaßt, verwundert nicht. Daß das Kinder-in-die-Welt-Setzen es aber sein soll, was für Frauen den Zugang zu Heil und Erlösung darstellt, irritiert einigermaßen: Eigentlich wären es nach üblicher Soteriologie doch Glaube und Liebe, wodurch Menschen zum Heil in Christus finden! [...] was dann auch im Text gleich nachgetragen ist. Ist der Autor selbst über seinen V. 15a erschrocken, so daß er V. 15b verschämt als Konditionalsatz anhängt?] – Der Textcharakter einer autoritativen Anordnung (V. 8 „ich will“; V. 12 „ich erlaube nicht“) und die Tatsache, daß das, was als Anweisung für das „Verhalten von Männern und Frauen im Gottesdienst“ beginnt, dann unter der Hand zur restriktiven Anordnung für *weibliches* Rollenverhalten überhaupt gerät, zeigen: Es geht dem Autor um eine einzuführende, neue Praxis. Frauen haben bisher offensichtlich gelernt und gelehrt, gedient und Vollmacht ausgeübt. In den Gemeinden gab es Rollenangebote für Christinnen, die über das, was jetzt vorgeschrieben wird, weit hinausgehen. – Sichtbar wird ein solches, nunmehr aber unerwünschtes Rollenangebot noch hinter den Weisungen, die in 1 Tim 5,13–16 für die Witwen ausgegeben werden:

Offensichtlich gab es in den angesprochenen Gemeinden einen entstehenden „kanonischen“ Witwenstand, wie aus V. 3,5 (eigentliche, wirkliche Witwen) und vor allem V. 9,11 (in die Liste aufnehmen beziehungsweise nicht zulassen) sichtbar wird. Dieser war für nicht wenige, auch jüngere Frauen attraktiv. Die Gründe dafür sind nicht schwer zu erraten: Relative Freiheit von den Vorgaben der patriarchal definierten Rollenzuweisung, vor allem bei wohlhabenderen und gebildeten Frauen, die sich in der Gemeindeöffentlichkeit und nach außen hin sozial engagierten und auch als Käschetinnen und Lehrerinnen wirkten. Dieser Witwenstand ist dem Autor suspekt; alle diesbezüglichen Anordnungen (Zugangskriterien, Unterhaltsfragen) sind restriktiv formuliert, nicht werbend: Wenn möglich, das heißt wenn die Witwe noch jung genug ist, soll sie wieder heiraten und sich der „Kinderhervorbringung“ (V. 14) widmen [Diese Anordnung widerspricht übrigens dem Rat des Paulus aus 1 Kor 7,8f.25ff]. Zudem verwendet der Autor wieder Unterstellungen und Negativstereotypen (V. 11–13). Seine Sorge gilt vor allem dem Außenbild (V. 14). Aus Tit 2,3–5 wird noch deutlich: Er will jedenfalls vermeiden, daß ausgehend von älteren Frauen abweichende Rollenbilder für jüngere Frauen attraktiv werden könnten: Bei der Einweisung jüngerer Frauen in die Gattinnen- und Mütterrolle (und nur da!) sollen auch Frauen *schöne Lehre* ausüben! – Die auf das Öffentlichkeitsverhalten von Chri-

¹³ Diese „Auslegung“ der Urgeschichte trifft natürlich nicht das, was die im Hintergrund stehenden Genesis-Texte selbst wollen. Überdies werden hier jene Motive aus dem priesterschriftlichen Schöpfungsgedicht übergegangen, die das Mensch- und Gottebenbildsein nicht den Männern oder den Frauen je für sich zusprechen, sondern Mann und Frau in ihrem Aufeinanderhingeordnetsein als Mensch bezeichnen: Gen 1,26ff. – Max Küchler, Schweigen, Schmuck und Schleier (NTOA, 1), Freiburg/Schw. u. a. 1986 hat ausführlich gezeigt, daß dieses verkürzende Verständnis der biblischen Schöpfungstexte damals weit verbreitet war und erhebliche Wirkung entfaltete.

stinnen abzielenden Restriktionsmaßnahmen werden schließlich sichtbar innerhalb des *Diakonenspiegels* von 1 Tim 3,8–13: Inmitten der Eigenschaftsliste für männliche Diakone ist in V.11 von „den Frauen“ die Rede. Dabei sind nicht die Ehefrauen der Diakone angesprochen, sondern *Diakoninnen*: Es heißt ja eben nicht „ihre Frauen“; vom ordentlichen Familienleben der männlichen Diakone ist ohnehin in V.12 die Rede; und auch die Tatsache, daß V.11 im ansonsten analogen Bischofsspiegel kein Gegenstück hat, macht diesen Schluß fast unausweichlich.¹⁴ Also: Der Autor der Pastoralbriefe kennt das Amt des Diakonats auch für Frauen. Der knappe, fast versteckte Hinweis darauf zeigt, daß ihm diese Situation nicht behagt. – *Der Gesamtbefund ist deutlich*: Die Kirchen, an welche die Pastoralbriefe gerichtet sind, kennen noch ein breiteres Rollenangebot für Christinnen, das auch die Teilnahme am Leitungsamt des Diakonats und einen speziellen, eigenständiges Engagement ermöglichen den Witwenstand umfaßte. Im Hinblick auf das gesellschaftlich dominierende Leitbild des hierarchischen Hauswesens und in der Überzeugung, dadurch nach innen zu stabilisieren und nach außen positiv aufzufallen, versucht der Autor, Christinnen auf die Hausfrauenrolle zu beschränken. Seine Option setzte sich durch.

Gründe und Hintergründe

Vielfach wurde in der Pastoralbriefe-Forschung bezüglich der Motive für

die Rollenrestriktion und für den fraueneindlichen Affekt zwischen manchen Zeilen noch weitergefragt. Oft wird dabei ein Zusammenhang hergestellt mit der Annahme, daß *Frauen sich in den gnostischen Häresien*, die der Autor ja vornehmlich bekämpfen muß, *besonders hervorgetan hätten*.¹⁵ Äußerungen aus nachneutestamentlicher Zeit belegen jedenfalls, daß die Wahrnehmung männlicher Kirchenführer damals in diese Richtung ging. Falls diese Wahrnehmung faktenhistorisch zutrifft, wäre natürlich nochmals zwischen Ursache und Wirkung zu unterscheiden, wenn man nicht – wie es aber manchmal geschah – mit dem Phantombild einer „naturhaften Neigung der Frau zur gnostischen Häresie“ operieren will: Wenn die Anordnungen der Pastoralbriefe mit ihrem Rollenangebot sich faktisch durchsetzen, so ist es auch nur erwartbar, daß Frauen vermehrt aus der Kirche abwanderten. – Eine andere Frage ist sodann: Entspricht einer zur Kirchenväterzeit möglicherweise tatsächlich gegebenen starken Frauenpräsenz in gnostischen Sekten auch ein gleiches schon während der Irrlehrer-Krise der Pastoralbriefe? *Diesbezügliche, als Geschichtsquellen eindeutig verwendbare Indizien haben wir nicht*: Der Pastoralbriefe-Autor redet häufig und polemisch von den Irrlehrern und redet häufig und nicht sehr vertrauensvoll von Frauen. Die an sich mögliche – den Ausdruck „erwartbare“ verbiete ich mir – Zusammenführung der Themen „Irrlehrer-Agitation“ und „weibliches Verhalten“ deutet er aber nur an einer

¹⁴ Lohfink, Diakone, 332ff; Roloff, 1 Tim, 164; Oberlinner, 1 Tim, 139–143, 145–150.

¹⁵ Siehe dazu L. Oberlinner, Die Pastoralbriefe, II: Kommentar zum zweiten Timotheusbrief (HThK NT, 11/2/2), Freiburg u.a. 1995, bes. 128–135; Wagener, Ordnung, 219–221; Hans-Josef Klauck, Die religiöse Umwelt des Urchristentums. II: Herrscher- und Kaiser-Kult, Philosophie, Gnosis, Stuttgart 1996, 187–189.

einzigsten Stelle an: 2 Tim 3,5–7.¹⁶ Dies ist als Beleg für eine Auslegungsfigur, derzufolge die *pastoralbriefliche Frauenpolitik faktisch eine notwendig gewordene antihäretische Reaktion* sei, doch recht wenig. Überdies wäre ja noch zu fragen, was hinter 2 Tim 3,5–7 steht: Eine repräsentative Faktenwahrnehmung; oder die Aufnahme der in der antiken Polemikliteratur gegen „die Philosophen“ gängigen Stereotype von deren „Frauenfängerei“¹⁷; oder schlicht und einfach ein frauenfeindliches Ressentiment, das die Phantasie befähigt? – Psychologisierende Unterstellungen helfen nicht weiter, schon gar nicht im Umgang mit einem antiken Textautor; darum soll die Frage, *was denn 2 Tim 3,5–7 nun tatsächlich bezeugt*, auf sich beruhen. Festzuhalten bleibt ja jedenfalls: Wenn in der Kirche Frauen in der volle Teilnahme behindert und auf ein einziges Rollenangebot beschränkt werden, braucht sich niemand zu wundern, daß viele von ihnen anderswo Heimat suchen und finden.

Damit das Wort Gottes nicht – noch mehr – in Verruf kommt

Was ich für die notwendige bibeltheologische Konsequenz aus diesen Beobachtungen zu Kirchenbild und Ämtergestaltung in den Pastoralbriefen halte und eingangs als These formulierte, dürfte ausreichend deutlich geworden sein: Kirchenstruktur und Ämtergestaltung haben die heute selbstverständlichen Leitbilder und Grundwerte für Gesellschaftsgestaltung ernst zu nehmen. Dazu gehören *solidarische Lastenverteilung, Geschlechterpartnerschaft, demokratische Partizipation, Sensi-*

bilität für durch Ideologie verdeckte Diskriminierungen. Es geht mir hier nicht um eine Kritik an anderen, etwa hierarchisch-patriarchalen Mustern, nicht um einen Lobgesang auf aktuelle Wertesysteme, schon gar nicht um eine Prognose, welche Leitbilder für Menschen in 500 Jahren selbstverständlich und handlungsleitend sein könnten. Es geht schlicht und einfach darum, daß die Kirche die Basiswerte der jeweils zeitgenössischen Gegenwart, nicht aber die Basiswerte einer vergangenen Gesellschaft zum Modell ihrer Selbstorganisation nehmen muß. Wir sollten also die Pastoralbriefe als Aufruf oder Ermutigung lesen, auf unsere heutigen gesellschaftlichen Werte und die daraus folgenden Ordnungsmuster ohne Ängstlichkeit zuzugehen. Und wir sollten die Frage des Außenbildes, das wir als Kirche abgeben, theologisch ernst nehmen: Es geht dabei heute wie damals um vitale Überlebensfragen und es geht dabei um Vorbedingungen, daß die Kirche ihre Botschaft überhaupt sagen kann – und dabei nicht von vornherein auch bei gutmeinenden Menschen auf eine Mauer des Nicht-ernst-genommen-werden-könnens stößt. – Dem Autor der Pastoralbriefe war lang vor dem Medienzeitalter bewußt, daß das kirchliche Außenbild zu einem Gutteil von der Gestaltung und der Besetzung der Leitungämter abhängt. Deshalb machte er dieses Thema zum Angel punkt seiner pragmatischen Ekklesiologie. Eine Männerkirche wird heute weithin als echtes Ärgernis empfunden. Die römisch-katholische Kirche sollte deshalb Frauen zur Teilnahme an ihrem sakralen Amt zulassen;

¹⁶ Den unfreundlich gemeinten Ausdruck „gottlose Altweiberfabeln“ von 1 Tim 4,7 wird man ja doch wohl nicht als faktenhistorische Primärquelle dafür heranziehen wollen!

¹⁷ Dazu Oberinner, 2 Tim, 134, zur Stelle insgesamt ab S. 125.

angesichts der Beleidigungen, denen Frauen durch Jahrhunderte gerade auch in der christlichen Geschichte ausgesetzt waren, muß man wohl besser von *Einladung und Bitte* sprechen. Es geht ja auch nicht um „Eroberung“ oder um „letzte Bastionen“, sondern darum, daß die Kirche *leben soll*, und daß sie dem Wort Gottes vor *allen* Menschen *alle* Ehre machen kann (Tit 2,10; 3,8).

Schluß

Derzeit geht es um *die Teilnahme von Frauen am Diakonat*. Dies hat einen *geschichtlichen* Grund: Wie nicht zuletzt die Pastoralbriefe zeigen, war es ja diese Funktion, die noch am längsten für Christinnen zur Teilnahme am kirchlichen Leitungsamt offen stand. Dies hat auch einen *pragmatischen*

Grund: Das Diakonat war, zumindest in der katholischen Tradition, lange Zeit faktisch ein Probe- und Durchgangsstadium. Was hindert die Kirche daran, auch heute gerade damit wieder neue Erfahrungen zu sammeln, die dann für Kirchenstruktur und Ämterverfassung insgesamt fruchtbar gemacht werden können? Daß es hier und heute um Diakonat geht, hat schließlich auch einen *theologischen* Grund: Die Kirche leidet derzeit wohl an einem Defizit an einladender Kraft. Solche kommt nicht zuletzt aus diakonalem Wirken, das Leben stützt und aufrichtet. Die Kirche braucht somit viel mehr Menschen – Frauen und Männer –, die als DiakonInnen im sakramentalen Vollsinn und im Auftrag der Kirche das darstellen, was Jesus Christus in dieser Welt nach Lk 22,27 war und ist: *einer, der dem Leben dient*.